

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

№. 103.

Sonntag, den 24. Dezember 1864.

II. Jahrgang.

Um rechtzeitige Bestellung der Hausblätter für das I. Quartal 1865 wird ersucht, damit in der Versendung keine Verzögerung eintrete.
Die Redaction.

[Stand der Weltthändel.] Von dem preuß. Ministerpräsidenten Freiherrn v. Bismarck entwirft der Stockholmer „Vollsfreund“ folgendes Bild: „Dieser Staatsmann, von welchem in der letzten Zeit so oft die Rede gewesen, ist unlegbar äußerlich eine sehr einnehmende und stattliche Persönlichkeit. Er ist schlank und in seiner Haltung sehr elegant, wie es einem Diplomaten ansteht, der sich mit gleicher Leichtigkeit in den Petersburger Salons wie in den glänzenden Circeln des französischen Kaiserthums bewegt hat. In einem schwarzen Ueberrode sieht er wie ein eben von der Jagd zurückgekommener Cavalier aus. Er ist vorzugsweise ein Cavalier. Ebenso ist er ein vollkommener „Sportsman,“ schwärmt für geistreiche Damen, kann zum Frühstück seine zwei Flaschen Sekt und eine halbe Hummer verzehren, ohne den Appetit zum Mittag zu verlieren. Für Hunde, besonders Doggen, hatte er früher mehr Liebhaberei als jetzt. Er ist ein eben so grazioser Tänzer als glücklicher und rascher Erzähler: kurz er ist ein vollkommener Gentleman, der mit vielem Geschmack ganz und gar als Liebhaber sich mit Politit beschäftigt, ohne daß er an deren mehr geschäftlichem Charakter Vergnügen fände. Die richtige Bezeichnung für ihn wäre die eines interessanten Salon-Aristokraten von echtem Schrot und Korn. Man sieht an seinem Kopfe den Mann von Charakter und Genie; die schmale, hohe Stirn verkündet es. Sein Haar ist dünn, kurzgeschritten und aschfarbig; es bildet einen Winkel über der Stirn. Die Ohren sind gewöhnlich; allein die etwas von der Stirn beschatteten Augen drücken eine Sympathie einflößende männliche Offenheit aus, zuweilen gepaart mit tiefem Ernste. Unter der edel gebildeten Nase, deren feiner Geruch sich bei mancher Gelegenheit zu erkennen gegeben hat, strecken sich um die feinen, leicht ironischen Lippen ein Paar schöne und schmude blonde Schnurrbärtchen. Ob Herr v. Bismarck kurzschichtig ist, kann man nicht so leicht sagen; indessen weiß er mit vieler Eleganz eine Lorgnette in den Augenwinkel zu drücken und scheint also mit einem Auge genug sehen zu können. Kurz, er ist ein stattlicher Herr mit einem diplomatisch blaffen, aber männlichen Gesichte, welches zugleich Genie, Klugheit und Energie ausdrückt.“

Wie im hochkirchlichen Lager in England die Mutter-

gottesverehrung neuerdings mächtig durch den B. Ignatius, der das katholische Mönchswesen auf anglikanischem Gebiet nachahmt und einführen will, vertheidigt wird, so hat auch in Halle der Lic. Dielein ein „Evangelisches Ave Maria, Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau,“ herausgegeben, worin er die katholische Lehre als die vollständig richtige anerkennt und im Vorwort sich also ausspricht: „Einer verstorbenen Mutter nicht zu gedenken, gilt überall als Zeichen eines unfrohen Sinnes. Maria, die Mutter des Herrn, ist unser aller Mutter. Er, der sich nicht schämt uns Brüder zu nennen, hat uns damit zu der Gesegneten unter den Weibern, welche ihn geboren hat, in ein Verhältniß gestellt, welches jedenfalls unter das Gebot: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe, mit gebürt. Selbst wenn sein vom Kreuze herab gesprochenes Wort „siehe deine Mutter“ dem Jünger Johannes allein gegolten hätte, so würde es sich doch schon von selbst verstehen: wir seine Brüder, also seiner Mutter Kinder. Sie ist noch immer seine Mutter; diejenigen, welche lehrten, sie sei nur der Kanal gewesen, durch welchen der Sohn Gottes hindurch gegangen, ohne ihr Fleisch und Blut zu werden, waren gnostische Irlehrer. Geseht, sie hätte jenseits keinen andern Rang und Stand, als jedes arme Weib, welches hier auf Erden Kinder im Schooße getragen hat, so dürften wir es dennoch mit der Frage nicht leicht nehmen: wie ehren wir Kinder die heimgegangene Mutter des Erstgeborenen? In unsern Bekenntnisschriften versichern wir, wenn auch nur nebenher und obenhin, daß auch wir sie, wie die ganze alte Kirche, als die Jungfrau und Gebälerin Gottes anerkennen wollen. Das ist ein abgelegtes Gelöbniß — wie halten wir es? Daß Marienstage, welche bei einem kleinen Theile der evangelischen Christenheit noch in den Kalendern stehen, kaum irgendwo noch gefeiert werden, das möchte schon sein. Wir mögen uns darauf berufen, daß an den Tagen des Herrn, namentlich auch an seinem Geburtsfeste, so viel Ehre für die Mutter abfällt, wie ihr nun gerade gebührt. (?) Dies und das läuft denn freilich mit unter, was erklärlich sein mag, ohne doch eben schön zu sein. Um etwas ganz Geringes zu erwähnen: es giebt eine schöne Singweise, die man gern den Kindern zum Christfeste einübt. Aber das

Lied dazu ist eine Anrede an die sanctissima dulcis virgo Maria. Nun hindert uns unser oder unserer Gemeinden protestantisches Gewissen daran, die Mutter Maria anzureden. Wir sind deshalb genöthigt, statt dessen die „fröhliche Weichnachtszeit“ anzurufen, die doch keine Person, nicht einmal ein Ding ist. Protestantischer mag dies nun sein, aber evangelischer ist es kaum. Ein Verhältniß beständiger Flucht vor der Mutter Gottes, steter Angst davor, ihr auch nur ein Wort des Grußes zu gönnen, ihr das Ave zuzurufen, welches ihr doch der ewige Vater durch Engels Mund zusandte, um damit den ersten Riß in den alten Fluch zu reißen, der uns von Ihm und Seiner Liebe trennte — ein solches Verhältniß, selbst wenn es durch unsere protestantischen Aufgaben uns aufgenöthigt würde, müßte von uns als ein betrübendes empfunden werden. Jedem andern Menschentinde, wenn es uns in die ewige Heimath vorausgegangen ist, dürfen wir ein Ave pia anima nachrufen, so oft wir wollen — nur der Mutter nicht, denn das wäre — katholisch!

„Aber wenn uns denn Mund und Herz im kirchlichen und außerkirchlichen Leben durch höhere Pflichten (?), die wir als Protestanten haben mögen, verschlossen ist, so müßte es uns um so mehr drängen, in der Lehre von dem, was Maria ist und uns bedeutet, dasjenige fest zu halten, was durch die tägliche Uebung uns allzusehr aus den Augen gerückt wird. Doch auch dies können wir nicht rühmen. Ein selbstständiges Verlangen, auf diese Fragen einzugehen, ist auch in unserer Wissenschaft so wenig vorhanden, daß kaum je dieselben berührt werden, außer wenn es gilt, über das, was die römische Kirche in Betreff Maria's lehrt und thut, Weherufe zu erheben. Dem gegenüber ziehen wir denn alle Register, um laut zu verkündigen — was Maria nicht ist, und nicht sein darf.“

Es wird also doch in einigen Geistern Licht. Zu begreifen freilich ist es nicht, wie dreihundert Jahre an denen, welche beständig die „Schrift“ als ihren einzigen Gesetzgeber proklamirt, vergehen konnten, ohne darin das im Auftrag Gottes durch den himmlischen Boten gesprochene „Ave Maria“ zu Herzen zu nehmen und zu erfüllen die Weissagung: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!“ Wir können mit Dittelm sprechen: „Protestantisch mag das schon sein, aber evangelisch ist es nicht.“

Was man aus einem „konstitutionellen König“ zu Zeiten machen möchte, zeigt sich so eben in Belgien, wo der König sich bei einer Geldsendung an den christlichen Begräbnißverein gegen das ruchlose Treiben der „Freidenten“ bei Beerdigung ihrer unglücklichen Opfer durch seinen Haushofmeister so energisch ausgesprochen.

Die belgischen Liberalen, hier übrigens eins mit den Freimaurern, welche in Frankreich ebenfalls selbst den Namen Gottes aus ihrer Sagung austreichen wollen, schreien nun gegen den König wegen Angriffs auf die „Gewissensfreiheit“ und sollen sich Mühe geben, einen „Widerruf“ zu erwirken.

Das ist doch lustig! Im Namen der Gewissensfreiheit soll das Gewissen des Königs drangsalirt und ihm verleidet werden, sich gewissenhaft über eine gottlose Sekte und ihr gewissenloses Treiben zu äußern! Wir überlassen Jedem, was er mehr anstaunen will: die Heuchelei, welche diese Race übt oder die Tyrannei, die sie zu Gunsten der Gottlosigkeit etabliren möchte, deren Sklavenketten vor allen „ihr König“ tragen soll.

Es ist wirklich admirabel, wie sich verwandte Geister zu schätzen verstehen. Die Liberalen in Baden haben bekanntlich eine starke Sympathie für ihre Brüder in Raubitalien, weshalb sie denn auch in den armen Großherzog, welchen sie vorläufig ganz in der Mache haben, drangen, das „italienische Königreich“ anzuerkennen. Jetzt haben sie gar denselben Großherzog bewogen, dem König „Ehrenmann“ die Insignien des Ordens der „Treue“ zu verleihen. Das ist ein gut Stück von badischer Weisheit. Victor Emanuel, der die Früchte schmählichsten Verrathes und Treubruches eingesäckt und in schmählichster Weise sich an Religion, Gewissen, Recht und Verträgen vergangen, wird badischer Ritter vom Orden der Treue! Ob der Teufel darob nicht einen großen Fasching veranstaltet hat, um die badische Staatsweisheit würdig zu begehen? Der badische Großherzog aber könnte sich gefälligt an Anno 1849 erinnern und seinen Treueorden auch mit demselben Grund, wie an König Ehrenmann, an jene seiner „lieben Untertanen“ austheilen, aus deren „treuen Händen“ ihn die Preußen noch einmal befreit haben.

Aus Wien etwas Sociales zur Nachahmung gegen jene saubern Kunden, welche dem Handwerk den goldenen Boden ausschlagen durch großen Pumpy mit fauler Bezahlung. Vorlängst nämlich begegnete ein Schneider daselbst einem Monsieur, der ihm einen vor geraumer Zeit angefertigten Winterrod aus guten Gründen wahrscheinlich noch immer schuldete. Der Schneider, offenbar in einem etwas angeheiterten Zustande, lief dem Herrn nach, faßte ihn beim Rock und erklärte, ihn nicht mehr fortlassen zu wollen, bis er entweder die Bezahlung oder den Rod wieder habe. Der Herr verlegte sich auf's Bitten, um dem Standal ein Ende zu machen; aber der Schneider blieb unerbittlich, ja er drohte, daß er dem Schuldner den Rod stückweise vom Körper reißen werde, wenn dieser ihn nicht sogleich ausziehe. Da an ein Entkommen aus dieser fatalen Situation nicht zu denken war, so zog der Herr zum nicht geringen Ergötzen der Zuschauer den Rod aus und überlieferte ihn dem Schneider, worauf Beide, von einer lachenden und johlenden Menge begleitet, nach entgegengesetzten Richtungen sich entfernten. Wenn diese etwas drastische Art der Schuldeinforderung in Mode kommen sollte, so dürfte sich das bekannte Arresttotal bald nicht mehr über zunehmende Uebersättigung zu beklagen haben. Es ist aber auch nicht zu verwundern, wenn der Handwerker zuletzt zu solchen drastischen Mitteln greift. Nicht bloß sein Arbeitslohn, oft steckt auch sein baares Geld in der nicht bezahlten Waare. Es scheint aber, als ob's manche Leute gar nicht genirte, wenn sie einem armen Familienvater den Brodloib leeren, dabei aber sich selbst möglichst

nicht fehlen lassen. Alle materiellen Rettungsmittel, die man zur Hebung des Handwerkers ersinnt, bleiben wirkungslos, wenn nicht das erste angewandt wird: sofortige baare Bezahlung für die in Empfang genommene Waare. Das ist das sicherste Lebens- und Betriebskapital, das durch keine Hilfs- und Sparlasse u. dergl. ersetzt werden kann. Wer nicht durch die gewichtigsten Ursachen dazu veranlaßt wird, kann es mit seinem Gewissen nicht verantworten, wenn er dem Handwerker schuldig bleibt. Ganz elend, lumpenhaft und ehrwürdig aber ist es gar, wenn die Schuldner sich hinterher in gewissen Fällen auf „Zahlungsverjährung“ berufen, und sich so ihrer Pflicht entledigen. Ein solcher, wenn er Katholik sein sollte, darf nicht absolvirt werden, bis er ernstlich an seine Pflichterfüllung geht.

In **Warschau** wurden jüngst 2 Schwestern, die Töchter eines angesehenen Bürgers, verhaftet an dem Tage, an welchem sie Abends in einem Concert mitwirken sollten, dessen Einnahme für den Wohlthätigkeitsverein bestimmt war. Das Vergehen dieser jungen Damen bestand darin, daß sie der Aufforderung ihres früheren Lehrers, des bekannten Directors im hiesigen Conservatorium nicht nachkommen wollten, bei einem der Concerte sich zu betheiligen, die derselbe auf Wunsch des Generals Berg giebt. Die beiden Mädchen blieben nur drei Tage in Polizeihast, und ist ihnen eingeschärft, in Zukunft keine Krankheit vorzuschreiben, wo es sich darum handelt, den Wunsch des Statthalters zu erfüllen, während sie bei Mitwirkung zu andern Zwecken vollkommen gesund seien. Russische Freiheit!

Aus **Rom** berichtet man über eine Aeußerung des heil. Vaters über die francoösterreichische Convention. „Ich bin überzeugt, sprach der heil. Vater, daß Frankreich gar keinen Ernst hat mit seiner Drohung, denn es weiß, daß wir in einem solchen Falle ihm größere Verlegenheiten bereiten könnten, als es uns. Wir sind immer noch glücklicher als der Menschensohn, denn wo wir uns hinwenden, finden wir ein Plätzchen, um unser Haupt hinzuzeigen, und in der Ruhe unseres Gewissens zu sterben. Gottseligen Angebens unser großer Vorfahrer auf diesem heil. Stuhle, Gregorius VII. sagte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, deswegen sterbe ich im Exil.“ Ein verbannter Papst ist für die Herren und Kinder dieser Welt stets gefährlicher als der Papst in vollem Ruhm und Ehren.“ —

In **Turin** hat sich die Aufregung über die Verlegung der Residenz noch keineswegs gelegt. Rufe, wie: es lebe Pius! oder: es lebe Garibaldi! Nieder mit der Regierung! hinaus mit den Verräthern! ertönen in den Straßen und am hgl. Palaß las man in großen Lettern: „Der Racheverein der italienischen Nation dekretirt den Tod des Königs und seiner Dynastie durch Eisen, Feuer, Gift!“ Natürlich wird dieser unsinnige Wuthausbruch den Auszug nicht aufhalten. Allein dieser Auszug ändert an der jammervollen durch die Revolution herbeigepreßten Lage des armen Raubkönigreichs nichts. Es stirbt an Lebensschwäche und an der Staaten Uebel größtem, „der Schuld“ und den „Schulden.“ Letztere wett-eifern mit der ersteren. Seit 3 Monaten regnet es im

„befreiten Italien“ nicht gebratene Tauben oder Wachteln, sondern Steuern. Zuerst war es die erhöhte Verbrauchssteuer, welche sogar Frösche, Gras u. s. w. steuerbar machte. Dann folgte die Erhöhung der Salz-, Tabak- und Kolonialwaaren-Besteuerung und die Erhöhung des Briefportos, wodurch eine Mehreinnahme von mindestens 40 Millionen erzielt werden sollte, und ferner die Abzüge von 2 bis 10 pCt. an den Gehältern der Beamten und Pensionirten. Hierauf wurden im vergangenen Monat im ganzen Königreich Passionszettel vertheilt, die man spottweise Beichtzettel benannte, weil jeder bis zum ärmsten Tagelöhner, Knecht, Magd, Ladungen die vielen Rubriken ausfüllen mußte, womit er seine sämmtlichen Erwerbsquellen, Einnahmen und sogar die etwa möglichen Nebenverdienste an Geld oder Virtualien der Regierung bekennen mußte, die sich obendrein das Recht der Nachforschung, Einsichtnahme der Geschäftsbücher durch eine Kommission vorbehielt und Verschweigungen zu bestrafen drohte. Wer keinen solchen Zettel erhielt, mußte ihn bei Strafe selbst holen: denn bis zum 30. November mußten alle Zettel eingeliefert sein. Das war die Vorrichtung zur Besteuerung des „beweglichen Reichthums,“ welche die Zeitungen alsbald in „ständiges Glend“ umtauschten. Diese neue Geldauspressung beginnt mit Neujahr. All' diese Finanz-erfindungen des Ministers Sella waren aber noch nicht hinreichend, ihn von seiner Verzweiflung zu heilen: denn sollte das „wiedergeborene Königreich Italien“ nicht Banterott machen, so mußten bis zum 15. Dezember 200 Millionen Franken geschafft sein. Die unverwundliche Geldmacherei des Frn. Sella bewährte sich aber auch bei dieser Lebensfrage: denn er hatte den klugen Einfall, sich der im Laufe des nächsten Jahres fälligen Grundsteuer von 124 Millionen vorweg zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke stellte er durch geheimes Rundschreiben den Municipalbehörden die Wahl, besagte Grundsteuer sogleich mit 6 Prozent Nachlaß einzuliefern, oder sie erst dann, wenn sie fällig sei, mit 6 Prozent Interessen dazu zu bezahlen. Das heldenmüthige Brescia sollte in dieser Opferwilligkeit vorgehen. Die Behörden wählten natürlich größtentheils den ersten Antrag, nur Neapel schlug ihn aus. Aber auch das hilft noch nicht und soll noch Rothschild helfen, an dessen Anerkennung, wie Einer sich geäußert, dem „glücklichen Raubstaat“ mehr liegt, als an der des Hauses Habsburg. Wir glauben's! Denn von Rothschild hat es „Geld“ und von Oesterreich „Schläge“ zu erwarten.

Die Taube

als symbolischer und psychologischer Gegenstand.

Von Prof. G. F. Daumer.

Dieser sanfte, zärtliche Vogel hat im sinnbildlichen Ausdruck menschlicher Vorstellungen von jeher eine bedeutende Rolle gespielt. Die Taube war im Heidenthume mehreren Göttern heilig; sie diente insbesondere zum Bilde der Geschlechterliebe, wurde aber auch ernster und höher gefaßt. Zu Dodona sollte sie der Volks-

sage nach mit Menschenstimme geweißt haben; Semiramis, von ihrer Mutter ausgelegt, sollte von Tauben erwärmt und ernährt worden sein; in Syrien und Palästina galt sie für heilig und unverleglich; bei den Arabern hatte sie eine geschützte Freistätte auf dem Tempel zu Mecca. In einer Beschreibung des salomonischen Thrones heißt es, es sei oben auf demselben eine goldene Taube, die zwischen ihren Füßen einen Habicht hielt, zu sehen gewesen — eine Andeutung, daß Liebe und Güte über Ungeßüm und Gewalt triumphiren soll. Im Christenthum endlich ist diesem Vogel die höchste Ehre zu Theil geworden, indem man durch seine Gestalt den heiligen Geist, die dritte Person der göttlichen Dreieinigkeit, sowie überhaupt den Geist der Milde, Sanftmuth und Güte, der diese Religion durchweht, verstandlichte. Der alte kirchliche Schriftsteller Tertullian nennt die Kirche das Haus der Taube, mit dem Zusätze: „Die Kirche liebt die Taube, welche das Sinnbild des heiligen Geistes ist.“

In ganz besondern Anspruch war von der Symbolik und Thiersage des Alterthums die Turteltaube genommen. Die Brüder Grimm haben darüber eine eigene kleine Abhandlung geliefert: „Die gallenlose, rein lesende Taube,“ heißt es daselbst, „war dem Mittelalter das liebste Gleichniß weiblicher, sanftmüthiger Häuslichkeit und Keine; die Turteltaube aber ein Bild treuer, trauernder Wittwenschaft. Darum heißt diese auch die Frauentaube. Einem rührenden, unter fast allen christlichen Stämmen verbreiteten Volksglauben gemäß sucht die ihrem verstorbenen Gatten unverbrüchlich treue Turteltaube das Dunkle und Trübe, setzt sich auf keinen grünen Zweig oder Baum mehr nieder, sondern sucht sich einen dünnen aus, trinkt kein klares Wasser mehr, sondern macht es, bevor sie trinkt, mit ihren Füßen trübe. Sie begiebt sich als trauernde Wittwe aller weltlichen Lust und lebt wie der Einsiedler in der Wüste.“ Es werden hierzu*) viele Stellen und Zeugnisse aus alten Gedichten und Schriftstellern angeführt; in den „sieben weisen Meistern“ heißt es von der treuen Wittwe, die auf dem Grabe ihres treuen Gatten sterben will: „Und sie gelobte Gott und seiner lieben Mutter, sie wolle ewiglich auf seinem Grabe bleiben aus großer Liebe, die sie zu ihm hatte; sie wolle thun, wie die Turteltaube, die keinen mehr küßet, wenn sie ihren Gemahl verloren.“ So klagt auch die Wittwe in einem Liebe der Mainotten auf Morea:

„Nimmer mehr auf einem Aste
 Verd' ich ruh'n, auf einem grünen,
 Noch aus einem Bache trinken,
 Gleich der treuen Turteltaube,
 Der gestorben ihr Gemahl.“

Dazu hat Büsching**) aus einer Handschrift des Titirel eine Abbildung gegeben, wo man den im Sarge liegenden Reichen Schionatulanders auf einer Linde und daneben auf demselben Baume seine Geliebte Sigune trauernd, wittwenhaft verschleiert und mit gefalteten Händen auf einem dünnen Aste erblickt.

Sehen wir nun, was die Zoologie und Thierpsychologie unserer Tage von der Taube sagt!

Die Hausstaube ist nach Lenz „das reizende Bild zärtlicher Gatten- und Elternliebe.“ Hat sich der Tauber einmal mit der Täubin in treuer Ehe verbunden, so ist es nur der Tod, der ihrer Liebe ein Ziel setzen kann. Sie fliegen zusammen, sie puzen sich gegenseitig mit den Schnäbeln, sie küssen sich, sie füttern sich mit den in ihrem Kropfe gesammelten Bekerbissen, sie wählen gemeinschaftlich den Platz zum Nestchen; er trägt die Hälmschen herbei, und sie vollführt den kunstlosen Bau, sie brütet, er fliegt eifrig herum nach Nahrung, füttert die Geliebte und erleichtert ihr dadurch ihr schweres Geschäft, daß er sie täglich gegen Mittag einige Stunden ablöst. Gemeinschaftlich besorgen sie die Erziehung der Kinder und führen sie auch außer dem Neste noch so lange, bis sie gänzlich im Stande sind, sich selbst zu erhalten.“

Daß dieser Vogel der tugigsten, den Schmerz über den Verlust des geliebten Wesens sogar bis zu sofortigem Nachsterben erhabenden Anhänglichkeit theils an Individuen der eigenen Gattung, theils auch an befreundete Menschen fähig ist, lehren Beispiele, wie folgende sind.

Auf einem Landgute am Main wollte der Sohn des Besitzers im Hofe Kräben schießen und traf eine Taube. Seine Schwestern kamen herbei und machten ihm Vorwürfe; während dessen erschien auf dem Dache ein Tauber, girrte ängstlich, kreiste um den Ort, wo die todte Taube lag, senkte dann an ihrer Seite die Flügel, ging um sie herum, stieß sie an und legte sich endlich, als er kein Lebenszeichen bemerkte, neben sie nieder. Die jungen Leute hatten dies Alles mit steigender Theilnahme und Rührung angesehen; als sich das Thier nun gar nicht mehr regte, traten sie hinzu und fanden es todt*).

Tauben sterben aber nicht nur einander selbst, sondern auch menschlichen Freunden und Wohlthätern nach; ein solcher Fall ist offenbar der nachstehende. Der Stabs-Ruditor Kohler in Würzburg war ein sehr liebevoller und mildthätiger Mann; er that den Armen viel Gutes; er pflegte auch die Tauben in der Umgegend zu füttern und machte sie so zutraulich, daß sie zu ihm in's Zimmer kamen. Während seiner letzten, dreitägigen Krankheit sah man sie stets an das geschlossene Fenster kommen. Nach seinem Verschiden wurde dasselbe geöffnet: da kamen die Vögel zur Leiche in's Zimmer hinein, so daß ein Eintretender einen dichten Haufen von solchen hinweg schuchte. Zuletzt fand man auf dem Gesimse eine Taube todt daliegen. Es war, wie man aus ihrer Zeichnung erkannte, gerade diejenige, welcher der Verstorbene mit besonderer Liebe zugeneigt gewesen**).

Liebe und Treue sind jedoch nicht die einzigen Eigenschaften, wodurch sich diese Vögel auszeichnen. So wohnt ihnen namentlich auch ein bewunderungswürdig feines Gefühl für das musikalisch Schöne und Richtige bei, oder sie haben wenigstens eine sich unter begünstigenden Umständen zu entwickeln vermögende Anlage dazu. „Ich sah,“ erzählt die Engländerin Piozzi***) „einen merkwürdigen Beweis, wie zahm das Thier gemacht und wie weit seine Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der

*) Nach der Mittheilung einer Dame (Bertha v. Braun), die sich viel mit ähnlichen Beobachtungen abgegeben hat.

**) Nach öffentlichen Blättern vom Dez. 1859.

***) Letters from France and Italy. Auch Lenz führt dieses Beispiel an.

*) Altd. Wälder III. S. 37 ff.

**) Wöchentliche Nachrichten. Breslau 1816. Stück III. S. 33 ff.

berühmte Componist Ferdinand Bertoni lebt hier zu Venedig, seinem Geburtsort, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Thier hat durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, soviel Geschmac an Musik gewonnen und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an dem Vergnügen zweifelt, womit es Bertoni spielen und singen hört. Sobald er sich an's Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte und bezeugt ihre Freude. Sobald aber er oder ein Anderer eine Note falsch greift oder einen Mißklang hervorbringt, geräth sie jedesmal in Angst und Zorn; und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend und haßt den Spieler so derb in Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich fürchte, vor einem so strengen Kritiker das Klavier zu berühren. Wir lachten über diese Aeußerung, allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgetrieben sei, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um nicht seine Schüler zu beleidigen oder ihnen Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Schule der Weisheit.

[Die beiden Löwen.] Die römischen Kaiser hatten geschworen das Christenthum auszurotten. Sie erlangen alle möglichen Martern für die Christen, die ihrem Glauben treu blieben; sie ließen sie, wie man es nur bei den gemeinsten Verbrechern that, durch wilde Thiere in der Arena zerreißen. In Lyon wurde dem Statthalter eine junge Slavın, Namens Blandine angezeigt, die im Stillen dem Christenthum sich zugewandt. Der Statthalter ließ sie vorführen und befahl ihr den römischen Götzen zu opfern. Die junge Sklavın erwiderte mit feierlichem Ernst: „Ich bin eine Christin!“ Und als sie der wiederholten Aufforderung des Statthalters, den Götzen zu opfern, nicht gehorchte, ließ er sie in einen finstern Kerker werfen, wo bereits andere Christen ihres Todesurtheils harreten. Die Herrin Blandinens, welche ihre Sklavın liebte, besuchte diese im Kerker, und gab sich alle Mühe, sie zur Glaubensuntreue zu bewegen, um ihr Leben zu retten. Doch das Versprechen der Freiheit und des Reichthums konnten die junge Glaubensheldin zum Abschwoeren des Glaubens nicht bewegen. Sie wurde zum Tode verurtheilt und sollte in der Arena von Löwen, denen man einige Tage früher keine Nahrung gab, damit sie desto gieriger über das Opser herfallen, zerrissen werden. Der Tag, an dem das Todesurtheil vollstreckt werden sollte, kam heran. Das Amphitheater war gedrängt voll von Zuschauern, die nach dem Blute der Christen dursteten. Der Statthalter nahm auf einer erhobenen, prächtig geschmückten Tribüne Platz. Es wurden zwei gemeine Verbrecher in die Arena geführt, und auf diese aus einem Käfig zwei Löwen losgelassen. Unter fürchtbarem Jammergeschrei wurden die armen Opser zerrissen. Blandine mußte dem Schauspieler beiwohnen, weil man dadurch sie zum Abfalle vom Glauben zu bewegen hoffte; doch sie erhob ihre Blicke gegen Himmel und betete aus freudiger Seele. Ueber diese Glaubensstärke, die der Statthalter als Troß gegen seine Befehle erklärte,

empört, befahl er Blandine mitten in der Arena an einen Pfahl anzubinden, forderte sie zum letzten Male auf, dem Christengotte zu entsagen und drohte mit derselben Strafe, die soben an den Verbrechern vollzogen war. Doch das Mädchen blieb standhaft. Es wurde die Thüre eines andern Käfigs geöffnet und es stürzten heraus zwei große hungrige Löwen. Blandine hob die Augen zum Himmel, breitete die Arme aus und bekannte laut den Christengott. Die Löwen stürzten auf das unglückliche Schlachtopfer mit Ingrimme los; aber o Wunder, plötzlich blieben sie vor ihrem Opser stehen, und statt sich auf dieses zu werfen, legten sie sich ruhig um den Pfahl im Sande. Die Zuschauer waren auf's Höchste betroffen. Der Statthalter befahl die Löwen zu reizen; doch diese blieben ruhig. Da erhob sich das ganze Volk dagegen und in der Arena wiederhallte ein allgemeiner Schrei des Entsetzens: „Bindet sie los, sollen wir unbarmerziger sein, als die wilden Thiere!“

Blandine betete noch immer, und die Löwen warfen ruhig ihre Blicke auf das Opser und auf die Zuschauer. Der Statthalter, erschrocken über den allgemeinen Unwillen, ließ Blandine losbinden und in den Kerker führen. Es wurde ihr bedeutet, wenn sie innerhalb der nächsten acht Tage ihrem Glauben entsagt, so ist sie frei. Acht Tage gingen vorüber und Blandine blieb ihrem Glauben treu. Da befahl sie der Staatthalter wieder in die Arena zu führen, verurtheilte sie aber zu einer anderen Strafe. Er ließ sie auf einen glühend gemachten, eisernen Stuhl setzen, und in demselben Augenblick erhoben sich dicke Rauchwolken. Dann riß man die Glaubensheldin von dem Stuhle los, und marterte sie, bis sie unter den grausamsten Qualen den Geist aufgab. Die Engel trugen die Seele der Glaubensheldin zum Himmel, die Heiden aber sagten: „Wie kann ein junges Mädchen solche Martern ertragen? Ihr Gott muß ein großer Gott sein!“ Und Tausende nahmen das Christenthum an.

Die Schulzen-Becken.

In einem schwäbischen Dorfe gehörte zu der Besoldung des Schultheißen ein eigenthümlicher Posten. Es war nämlich durch eine alte Stiftung ein Kapital von 100 Gulden dazu bestimmt, daß von den Zinsen desselben der jeweilige Ortsschulze sich Becken kaufen sollte. Und so wurde denn der jährliche Zins von 5 Gulden gewissenhaft zu diesem Zwecke verwendet, und der Schulze hatte das Vergnügen, das ganze Jahr über, Sonn- und Feiertage abgerechnet, seinen Frühwecken zum Kaffe umsonst zu essen. Und wie denn oft ein kleiner Vortheil dem Menschen ganz besondere Freude macht, wenn er der Art ist, daß er ihm recht fühlbar wird, so war es auch mit diesen Becken. Jeden Morgen freuten sich die Schulzen ihres gespendeten Beckens, und von manchem hörte man die Aeußerung, er würde das lästige Amt, das so wenig Vortheil bringe, längst niedergelegt haben, wenn der Becken nicht wäre, der ihm jeden Morgen gleich zum Tagesanfang eine sichere Freude made.

Das war nun seit 150 Jahren so fortgegangen. Es war ein stehender Posten in der Rechnung des Stiftungspflegers:

Aus dem Stiftungskapital der Wittve Häberlin der jähr-

liche Zins für Schulzen-Becken mit 5 Fl., beurkundet durch die beigelegte Quittung:

„Von der Wohlthätigen Stiftungspflege
Gulden fünf

für Schulzen-Becken erhalten und nach dem Willen der Stifterin richtig zu Anschaffung von genannten Becken verwendet zu haben bezeugt
Schulze N. N.“

Die Rechnungs-Revisionen hatten zwar über den sonderbaren Posten im Etat des Stiftungspflegers oft und viel den Kopf geschüttelt, aber keinem war es eingefallen, die Richtigkeit desselben anzuzweifeln.

Da kam aber ein neuer Revisor, der ein besonders spitziger Kopf war und überall Unsauberkeiten und Mißbräuche witterte und aufspürte, dem wollten die Schulzen-Becken gar nicht in den Sinn. „Was?“ rief er beim Anblick dieses Postens, „eine fromme Wittve sollte dazu eine Stiftung gemacht haben, daß die Schulzen ihren Bauch mit Becken anfüllen können? Das ist nicht möglich. Es fehlt ja ganz die Beziehung auf die Kirche. Ja, wenn es noch Pfarrers-Becken wären, das wollt' ich eher gelten lassen. Gewiß steckt eine Schleichigkeit der Schulzen dahinter.“

Er begab sich an Ort und Stelle, legte dem Schulzen und dem Gemeinderath seine Bedenken vor und verlangte Einsicht in den Stiftungs-Brief. Da kam er aber lächelnd. Es entstand über seine Zweifel ein allgemeiner Aufruhr, man stieß Drohungen aus, ballte die Fäuste gegen ihn und weigerte sich entschieden, ihm auch nur die Urkunde zu zeigen. Denn so klar es auch dort geschrieben stehe, so brauche man doch das Dokument gar nicht in einer Sache, an der noch kein Mensch einen Anstand genommen, oder gar keinen Zweifel gehegt habe.

Indes der Revisor war obstinat, er bestand fest auf seiner Forderung, und der Schulze, der wohl begriff, daß man ihm die Einsichtnahme nicht verweigern könne, hieß endlich, obwohl im Tone des höchsten Unwillens, den Stiftungspfleger das Aktensstück holen. Es geschah, und als das Schriftstück auf dem Tische ausgebreitet war, hatte der Schulze nur abzuwehren, daß man dem Revisor nicht den Kopf darauf stieß.

„Da lies, Du —“ rief der Stiftungspfleger, der sich durch die Zweifel des Revisors am meisten an seiner Ehre angegriffen fühlte.

Und wirklich, da stand es, von der zitternden, aber deutlichen Hand der Wittve geschrieben:

„Ich, die verwittwete Anna Katharina Häberlin, stifte hiemit zum ewigen Andenken an meinen früh verstorbenen Gatten Konrad Valentin Häberlin ein Kapital von 100 Gulden, davon die Zinsen alljährlich gewissenhaft zu Schulzen-Becken verwendet werden sollen.

Beurkundet u. s. w.“

Der Revisor stand betroffen. Ja, es war so, da stand es klar und deutlich, was er so bestimmt als unmöglich wegdemonstrirt hatte. Er fing schon an, auf den Rückzug zu denken, und hatte bereits einige begütigende und entschuldigende Worte an die Gemeinderäthe gerichtet, die ihn triumphirend ansahen und sich an seiner Bestürzung weideten, als er noch einen Blick auf das Papier warf, und ihm plöglich ein Licht aufging.

„Wie, Ihr E—“ rief er, „das soll Schulzen-Becken bedeuten? Wißt Ihr, wie es heißt, wenn man's richtig liest?“

Die Leute starrten ihn mit weit aufgerissenen Mäulern an.

„Zu Schul-Zwecken heißt es, für die Zwecke der Schule. Verstehet Ihr das? Und die Becken, die seit 150 Jahren Cure Schulzen gegessen, die sind Curen armen Kindern entgangen!“

Der Gemeinderath sträubte sich wohl noch einige Zeit lang gegen die Wahrheit, gab aber bald nach, denn die meisten seiner Mitglieder hatten gleich Anfangs begriffen, daß die Lesart des Revisors die richtige sei. Die 5 Gulden fanden also von nun an eine andere Verwendung. Aber mit den Becken hatte auch das Schultheißen-Amt seinen Reiz verloren.

Bermischte Nachrichten.

Breslau. „Es wird wohl bald Keiner mehr als rechthgläubiger Katholik gelten, der nicht die Hausblätter hält,“ sagte einmal ein gelehrter Herr. Wäre das wahr, so müßte ich die noch „schlechthgläubigen Katholiken“ ernstlich erlösen, im neuen Jahr sich zu bekehren und sich darüber durch Haltung der Hausblätter auszuweisen. Diese haben im ablaufenden Jahr zahlreiche neue Freunde bekommen und die alten fast alle behalten. Nur einige Breslauer besonders, haben sich verschlechtert. Hoffentlich bekehren sie sich wieder, da sie nur erst „einmal rückfällige“ sind. Weiterhin dagegen wächst die Abonnentenzahl beständig und wäre es nicht unwahrscheinlich, daß zu Neujahr die Zahl 3000 überschritten würde, falls namentlich an vielen Orten die Herren Geistlichen die manchen Leuten Verdrießlichkeit machende Postbestellung übernehmen. Bei Unbemittelten dürfte es gerathen sein, wenn mehrere 1 Exemplar zusammen halten. Falls sich bei neuen Abonnenten die Ankunft der Blätter anfänglich verzögert, wolle man bei der Ortspost schriftlich sofort die Nachbestellung verlangen. Tagelanges Zuwarten ist gar nicht am Platz.

Münster, im Dezbr. Die Wohlthätigkeit des österreichischen Kaiserhauses für kirchliche Zwecke hat sich auch der kathol. Mission in Flensburg zugewendet, wie das Münst. Sonntagblatt berichtet, indem die Kaiserin-Wittve Carolin Auguste der neu errichteten Missionsstelle in Flensburg ein Gnadengeschenk von 1000 Gulden bewilligte. — Dem Kaiser Ferdinand verdankt man bis jetzt schon die Erbauung von 36 Kirchen. Durch die Freigebigkeit dieses Kaisers wurde auch in Reichstadt, dem Sommeraufenthaltsort Sr. Majestät, die alte von Zbinko Berka gegründete Kirche ganz stylgemäß und prächtig umgebaut und am 19. September d. J. feierlich eingeweiht. Gleichfalls ist das Kloster für die barmherzigen Schwestern, welches in derselben Stadt der fromme Kaiser erbauen läßt und das 40,000 Gulden kostet, seiner Vollendung nahe.

Anstellungen und Beförderungen in der Grafschaft Glatz: Kaplan Heinrich Scholz in Alt-Pomnitz als solcher nach Habelschwerdt. — Kaplan Julius Beck in Wünschelburg nach Alt-Pomnitz. — Weltpriester Joseph Arbelt in Habelschwerdt als Kaplan nach Eberdorf bei Habelschwerdt. — Kaplan Franz Urban als Rector an die neu errichtete Rectoratschule in Landed.

Vom 13. bis 20. Dezember bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Postzeichen Patzschau 1 rth., Volpersdorf 5. P. Gebauer 22 rth., aus Gefäß 10 rth., Reisse 5. R. Lic. Thienel 1 rth., Freiburg Ungenannt 1 rth., Schömberg 5. P. Heinisch 7 rth. 18 Sgr., Groß-Byalin 1 rth. 24 Sgr., Proctendorf 5. Loc. Linke 2 rth., Steinau D/S. 5. P. Schneeweiß 2 rth. 15 Sgr., Parodie Bärwalde 3 rth. 6 Sgr., Bußlawitz 5. P. Nother 3 rth. 10 Sgr., aus Canth 5 rth., Breslau Pfarrei St. Mauritius 1 rth. — **Bonifacius-Verein:** Bußlawitz 5. P. Nother 1 rth., A. M. a. D. 1 rth., Leobschütz Hr. R. Ddersky 13 rth. 15 Sgr., aus Canth 5 rth., Parodie Bärwalde 2 rth. 5 Sgr., Reisse 5. R. Lic. Thienel 1 rth., Marienau u. Hermsdorf 6 rth., Sachwitz 8. 8. 2 Sgr., aus Gefäß 2 rth., Breslau Pfarrei St. Mauritius 5 rth. 10 Sgr. — **Verein der heil. Kindheit:** Marienau u. Hermsdorf 9 rth., Reisse 5. R. Lic. Thienel 20 rth., Poln.-Wartenberg 5. R. Cysran 3 rth. 15 Sgr., Freiburg 5. R. Wolff 7 rth. 20 Sgr., aus Groß-Byalin 10 rth. 27 Sgr., aus Wahlstatt 4 rth., Schömwalde 5. P. Bergmann 5 rth., Parodie Bärwalde 6 rth. 19 Sgr., aus Canth 5 rth., Leobschütz 5. R. Ddersky 30 rth., Bußlawitz 5. P. Nother 1 rth. 15 Sgr., Breslau Waisenhaus zur hl. Hedwig 1 rth. 10 Sgr., Ober-Glogau 5. R. Knappe 70 rth. 10 Sgr. 6 pf., Margareth 5. R. Leidgebelt 7 rth., Bahren, Dyhernfurth, Seifersdorf 5. R. Schulz 4 rth. 5 Sgr., Clarencranst 5. Loc. Röbler 5 rth., Breslau 5. R. Hein 6 rth. 20 Sgr., Kathol. Clem.-Schule Nr. IV. 8 rth., Schule zu Schönau D/S. 17 rth. 15 Sgr., Strehlig u. Gublau 5. R. Schreiber 2 rth., Freiwalbau 5. R. Neugebauer 60 Fl. 3st. W. — **Für den heil. Vater:** Bußlawitz 5. P. Nother 2 rth., A. M. a. D. 1 rth., Leobschütz 5. R. Ddersky 20 Sgr., Freiburg Ungenannt 1 rth., Leobau 3. C. 1 rth., Ungenannt 2 rth. — **Breslau (Vincenz-Verein):** Breslau Ungenannt 2 rth. — **Petrus-Verein:** Aus Gnischwitz 4 rth. 3 Sgr. — **Für die verwahrlosten Kinder:** Breslau Ungenannt 2 rth., Postzeichen Patzschau 1 rth., aus Canth 10 rth., Freiburg Ungenannt 1 rth. — **St. Josephs-Verein:** Reisse 5. R. Lic. Thienel 1 rth. — **Breslau (St. Vincenz-Retungshaus zum guten Hirten):** Aus Canth 10 rth. — **Neuzelle:** Sarne v. d. Schulkindern 2 rth. 25 Sgr. 6 pf., Marienau 5. P. Hübner 2 rth., Breslau v. e. Dienstm. 1 rth., aus Gefäß 1 rth., Reisse 5. R. Lic. Thienel 1 rth., Breslau 3. C. 1 rth., Schömberg 5. P. Heinisch 1 rth., Bußlawitz 5. P. Nother 15 Sgr., A. M. a. D. 1 rth. — **Grinshof:** Reisse 5. R. Rauer 15 rth., Volpersdorf 5. P. Gebauer 2 rth., aus Gefäß 1 rth., Freiburg Ungenannt 1 rth. 10 Sgr., Schömberg 5. P. Heinisch 1 rth., Bußlawitz 5. P. Nother 15 Sgr., Breslau 5. C. Fischer 2 rth. — **Jerusalem (Väter am hl. Gr.):** Leobschütz 5. R. Ddersky 20 Sgr., Reisse 5. R. Lic. Thienel 4 rth., Postzeichen Patzschau (für P. Ratisbonne) 1 rth. — **Frankfurt a. D. (Retungshaus):** Aus Gefäß 20 Sgr., Bußlawitz 5. P. Nother 15 Sgr. — **Schnograu:** Bußlawitz 5. P. Nother (für Kreuzen) 1 rth. 20 Sgr. — **Central-Afrika:** Bußlawitz 5. P. Nother 2 rth. — **Weigelsdorf b. Langenbielau (Habendorf):** Leobschütz 5. R. Ddersky 10 Sgr. — **Colberg:** Leobschütz 5. R. Ddersky 7 Sgr. — **Bernstadt:** Leobschütz 5. R. Ddersky 10 Sgr. — **Lübben (Lauitz):** Freiburg Ungenannt 1 rth. — **Nügen (Bergen):** Reisse 5. R. Lic. Thienel 2 rth. — **Striegau:** Breslau 3. C. 10 Sgr.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Clara Liebert, Hr. Louis Sklower, Breslau; Frä. Theresie Gronauw, Hr. Steinbruderreibl, Zul. Bieweger, Reisse; Frä. Johanna Frischer, Hr. Wilh. Baginsky, Rosenberg. Gestorben. Verw. Kreizger. Sekretär Kühnelt, Breslau; Buchhalter Zul. Reisinger, Breslau; Stadthalter Ant. Paatsch, Schömberg; Postepedient 5. G. Marr, Breslau; Major und Kgl. Landrath a. D. E. v. Koscielski, Breslau; Fr. Rechnungs-Rath Car. Knorrn, Glogau; Maurermeist. Ad. Dffig, Lubliniz; Fr. Gastwirth Gubl, Breslau.

Todes-Anzeige.

Heute Nachmittag 3 Uhr verschied sanft und gottergeben unser geliebter Gatte, Vater, Schwieger- und Großvater, der Stadtälteste und Particular **Anton Paatsch**, im hohen Alter von 80 Jahren 11 Monaten, welches Verwandten und Freunden, um stille Theilnahme bittend, statt besonderer Meldung anzeigen

Schömberg, den 18. Dezember 1864.

[407]

Die Hinterbliebenen.

Todes-Anzeige.

Heut Mittag verschied sanft nach längerem Leiden unser lieber **Richard**, im Alter von 1 Jahr 3 Wochen. Verwandten und Bekannten zeigen dies statt besonderer Meldung tiefbetrübt an

Breslau, den 19. Dezember 1864.

[403]

Stadt-Haupt-Redant Schmidt und Frau.

Heut Morgen um 4 1/2 Uhr verschied, mit den heiligen Sacramenten versehen, gottergeben, unser innig geliebter Bruder, der Curatus bei St. Vincenz, Herr **Julius Hoppe**, im vierzigsten Lebensjahre. R. i. p.

Breslau, den 20. Dezember 1864.

[410]

Die trauernden Geschwister.

Todes-Anzeige.

Nach jahrelangen Leiden wurde heut früh 5 Uhr unser geliebter Gatte und Vater, der

Kaufmann **J. A. Haertel**,

durch einen sanften Tod in ein besseres Jenseits abgerufen.

Diese traurige Nachricht allen lieben Verwandten und Freunden, mit der Bitte seiner im Gebet zu gedenken.

Breslau, den 21. Dezember 1864.

Florentine Haertel

geb. Koch,

nebst ihren 2 Kindern.

Trauerhaus: Heilige Geistgasse Nr. 12. — Beerdigung: Sonnabend früh 9 Uhr.

[411]

Alle Königl. Postämter nehmen Bestellungen an auf das in **Danzig** erscheinende

Katholische Kirchenblatt

für Leser aller Stände, zunächst für die Diözesen Culm und Ermland. Unter Mitwirkung von Geistlichen und Laien redigirt von **Dr. Redner**, Pfarrer. 52 Nummern (Bogen) in 4^o. Vierteljährlich (incl. Stempel) 13 1/2 Sgr.

Die hervorragenden Kräfte, welche sich an dem Blatte betheiligen, werden demselben einen großen Leserkreis sichern und Zeugniß geben von katholischem Leben zweier Diözesen an den äußersten östlichen Marken Deutschlands. — Probenummern nebst dem Programm werden gratis geliefert.

[412]

Zum bevorstehenden Feste machen wir auf unser Lager **Ungar-, Rhein-, Mosel-, französ. Rothweine** und **vorzügliche Bouwleweine** zu den verschiedensten Preisen und Qualitäten aufmerksam und empfehlen uns einer gütigen Beachtung.

Brossol & Weiß,

[413]

Neue Sandstraße Nr. 3.

Ein Mädchen in gesetztem Jahren sucht eine Stelle als Wirthin, am liebsten bei einem geistl. Herrn. Diefelbe kann sofort antreten und ist in der Küche u. Hauswirthschaft vollständig bewandert, da sie schon ähnliche Stellen zur Zufriedenheit bekleidet hat. Offerten werden in der Exped. d. Bl. entgegengenommen.

Eine Stube für einzelne Leute ist bald zu vermieten. Matthiaskunst Nr. 5.

[409]

Dankfagung.

Dem frommen Verein zur ewigen Anbetung Jesu im Allerh. Altarsakramente in Reisse sagt für die, der hiesigen Missionskirche geschenkte, wertvolle, neue Kasse nebst Zubehör, sowie eine weiße Altarmappe und Kranken-Burse — ein Geschenk von mindestens 70 Thalern baarem Werthe — ein dankbares „Vergelt's Gott“ mit der Versicherung, unserer Wohlthäter stets im Gebete eingedenkt sein zu wollen. [404]

Grossen a.D., den 19. Dezember 1864.

Das kathol. Kirchen-Collegium im Namen der
Missionsgemeinde.

Im Verlage von G. P. Aberholz in Breslau erscheint:

Schlesisches Kirchenblatt.

Eine Zeitschrift für Katholiken aller Stände.

31ster Jahrgang 1865.

Herausgegeben von

Lie. Paul Storch,

General-Vicariatamts-Rath und Spiritual im Fürstbischöflichen Seminar zu Breslau.

Es erscheinen regelmäßig jeden Sonnabend 1½ Bogen und von Zeit zu Zeit 2 Bogen für den Preis von 20 Sgr. pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Königl. Postämter und Buchhandlungen an. [408]

**Münchener Sonntagsblatt,
illustrirtes Unterhaltungsblatt**

für das
katholische Volk.

Wöchentlich ein Druckbogen in Quart mit einer Beilage.
Vierteljährlich 12½ Sgr. bei den Posten, 9 Sgr. bei den
Buchhandlungen. [405]

St. Josephsblatt,

illustrirte Monatschrift für Belehrung und Unterhaltung des Volkes.

Monatlich ein Oktavbogen mit Holzschnitten.

Gegen Vorausbezahlung von 4 Sgr. für den ganzen Jahrgang durch alle Posten und Buchhandlungen und in Partbeien von mindestens 50 Exempl. von der Expedition des Münchener Sonntagsblattes zu beziehen, welche Freieemplare gewährt und keine Vorausbezahlung verlangt. [406]

Einer hochwürdigen Geistlichkeit empfehle ich zu dem bevorstehenden Neujahrsumgange mein reich sortirtes Lager von

Einsiedelner Heiligenbildern

in Stahlsch, Lithographie, colorirt und schwarz, mit und ohne Spitzen, zu den billigsten Preisen.

Constantin Gottwaldt,

Buchbinder, concess. Gebet- und Schulbuchhandlung
in Liebenenthal.

[374]

Mit einer Beilage.

Johannes Pätzolt,

Parapluiefabrikant, Schmiedebrücke 18,
empfehlen sein gut assortirtes Lager in Sonnen- u. Regenschirmen zu den bevorstehenden Weihnachts-Einkäufen zur geneigten Beachtung. — Reparaturen und Bezüge werden schnell und dauerhaft ausgeführt. [347]

**Paul Gohl,**

Nikolai-Strasse Nr. 18 und 19,

empfehlen sein wohlfortirtes Cigarren-, Rauch- und Schnupftabak-Lager einer gütigen Beachtung. [365]

Johann Schliwka, Kürschnermeister, Nikolaisstraße 78 im 1. Viertel vom Ring, und Ring 14 (Bachseite), empfiehlt sein **Pelzwaaren-Lager** in großer Auswahl von Pelzen und Muffs, verschiedene Arten Sommer- und Wintermäntel und alle zu seinem Fach gehörigen Artikel unter Garantie der Güte der Waaren zu gefälliger Beachtung. [387]

Die neu etablirte **Hut-Fabrik** von **Max Brosig**, **Neue Sandstraße Nr. 17** (bicht an der Sandbrücke), empfiehlt sich, bei den solidesten Preisen, einer gütigen Beachtung.
Reparaturen schnell und gut. [364]

In der Nähe einer Kreisstadt in Nieder-Schlesien soll eine dreigängige Wassermühle mit circa 60 Morgen Wiesen- und Ackerland erster Klasse, 10 Stück Rindvieh und 3 Pferde, aus freier Hand für 11,000 Thaler verkauft werden. Selbstkäufer werden nur berücksichtigt. Näheres ertheilt auf portofreie Anfragen

[388]

Johann Strauß in Pargwitz,
Kreis Liegnitz.

**W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.**

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 22. Dezember 1864.

Freiw. Staatsanl.	4½	—	Schles. Pfandbr.	3½	92½ G.
convert. v. 50 u. 52	4	97½ B.	do. Ruffikal	4	99½ G.
Preuß. Anl. 1853 4	—	—	Schles. neue Lit. A.	4	100 G.
Preuß. Anl. 55. 56	4½	102½ B.	do. Lit. B.	4	100 G.
Preuß. Anl. v. 59	5	106½ B.	Schles. Lit. C. . .	4	100½ B.
Präm.-Anl. 1855	3½	128½ B.	do. Lit. B. . .	3½	—
Staats-Schuldsch.	3½	91½ B.	Schles. Rentenbr.	4	98½ B.
Pöfener Pfandbr.	3½	—	Posen. Rentenbr.	4	95½ B.
do. do.	4	—	Defterr. Nat.-Anl.	5	68½ B.
do. neue	4	94½ G.	Defterr. Banknoten	85	7½ G.

Getreide-Preise vom 22. Dezember 1864.

W. Weizen Eschl.	62-68-73 Sg.	Erbsen Eschl.	54-63-66 Sg.
G. Weizen	60-62-66	Kartoffeln Sacl	22-26
Koggen	37-38-40	Raps 150 Pfd.	194-210-218
Gerste	30-33-35	Wint.-Rüben	184-200-206
Hafer	24-26-28	Som.-Rüben	154-174-184

Kleesaat, rot he, ord. 12½—13½ Thlr., mitte 14—15½ Thlr.,
feine 16½—17½ Thlr.; weiß e, ord. 13½—15½ Thlr., mitte 16 bis
17½ Thlr., feine 18—19½ Thlr. per Centner.

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.

Der Christbaum.

Erzählung von B. A.

1.

Ei, wie die Schneeflocken wirbelten und tanzten! Man hätte Stundenlang ihrem neckenden Spiel zusehen können, ohne daran Ueberdruß zu empfinden; hier sagten einige hinter einander her, als spielten sie „Galschmännel.“ dort flogen andere geschwind, geschwind hernieder und duckten sich schweigend zu Boden, wahrscheinlich, daß sie „Versteckens“ spielten — die närrischen Dinger — sie fanden einander erst nach langer, langer Zeit dort oben wieder, nachdem sie vorerst im Schooße der Erde sich aufgelöst, in ätherischer Form in himmlische Regionen sich aufgeschwungen und daseibst unter dem schaffenden Finger des Allmächtigen neue Gestalten gewonnen hatten. Das lustige Spiel fand heute immer mehr und mehr Theilnahme, Millionen und abermals Millionen machten's dem ersten Pärchen nach, huschten und sprangen hin und her, auf und nieder, bis sie eines um das andere im Schooße der Erde ihre Ruhe fanden. Da lagen sie alle, neben einander und über einander, die muntern Gespielen oft weit auseinander und blicketen ein weißglänzendes, wärmendes Bett, unter dem das Saatkorn des Feldes vor Frost und Unge- mach geschützt wurde.

„Ja, ja! ihr lieben Schneeflocken, wenn ihr nur Federn wäret, ich wollte euch schon zusammenraffen und meiner guten Mutter ein Bett aus euch machen, daß sie nicht so zu frieren brauchte, und wenn ihr erst gar Mehl wäret, o, dann brauchte weder die Mutter noch der Toni zu hungern.“ — so dachte Paula, ein Mädchen von elf Jahren, das wehmüthigen Blickes durch das halb mit Papier, halb mit gestickten Scheiben versehene Fensterchen in den Hofraum hinausschaute. Darauf wandte sie sich geschwind um, die Mutter hatte sie gerufen. Sie trat in den Winkel eines kleinen, feuchten Raumes, der einer Wittve und deren beiden Kindern als Wohnzimmer diente; hier lag die Mutter bleich und siech, auf bloßem Stroh und zitternd vor Frost und Fieberkälte, — nur dünne Kleider und ein durchlöcherter Fusteppeich waren ihr Deckbett, während ein unter das Stroh geschobenes Bänkchen die Stelle des Kopfkissens vertrat.

„Was willst Du denn, liebe Mutter?“ fragte mitleidsvoll die kleine Pfliegerin.

„Kommt denn der Toni noch nicht? — Es muß doch gewiß bald Mittag sein. Wenn nur der arme Junge bald käme und einige Kreuzer mitbrächte, damit Ihr Euch wenigstens ein Stückchen Brot kaufen könntet. — Nicht wahr, mein Kind, der Hunger quält Dich schon gar sehr?“

„O nein, Mutter, bevor Du und der Toni Etwas gegessen habt, spüre ich vom Hunger noch nichts. — Aber, da ist ja der Toni!“ Und herein sprang ein munterer Knabe von zwölf Jahren, dessen Gesicht mit seiner Kleidung im vollsten Widerspruch stand, denn während die letztere unverkennbare Spuren der äußersten Dürftigkeit an sich trug, schien auf seinem Gesicht das rosige Glück seinen Thron aufgeschlagen zu haben. Seine linke Hand hatte er fest zusammengeballt, während er in der rechten

einen bunten Papierstreifen wie eine Siegestrophäe prahlend hin und her schwenkte.

„Ja! das war einmal ein Tag;“ rief Toni, indem er an das Lager der Mutter trat, „heut habe ich doch ein herrliches Geschäft gemacht! Denke Dir nur, Mutter, sämtliche Waldteufel*) sind verkauft; — hier hast Du vier Groschen!“ und dabei schüttete er den Inhalt seiner Linken auf die Zudecke vor die Mutter — lauter Kupfermünzen, darunter mehrere vom neuesten Gepräge, die in den Augen des kleinen Familienernährers einen unschätzbaren Werth hatten. „So kann doch die Paula heut zum heiligen Abend einmal tüchtig einheizen und Dir eine Suppe kochen; — das wird einmal eine Freude sein!“

Die Mutter reichte dem mutern Burschen ihre abgemagerte Hand hin zum Danke für die Sorge, die er um sie trug. Der gute Knabe war so überglücklich, daß er der Krankheit seiner theuren Mutter augenblicklich vergaß und fast zu kräftig in die dargebotene Rechte einschlug. Mit lauter Stimme und voll Begeisterung hob er wieder an: „Und das ist noch nicht Alles, da habe ich noch ein großes Stück bemaltes Papier zu dem ganzen Gelde obendrein erobert, so daß ich wieder neue Waldteufel machen kann.“

„Mein Sohn, woher hast Du denn dieses Papier?“ fragte die Kranke sichtlich besorgt. — „Es ist ja ein Stück schöner Tapete.“ —

„Warte nur ein Bißchen, liebes Mütterchen, Du sollst es ja bald erfahren; vorerst muß ich Dir doch Alles zeigen.“ versetzte der Knabe, indes er aus seiner Tasche eine Hand voll Kopschaare zog und sie leuchtenden Blicks der Mutter präsentierte. — „Pferdehaare sind besser als gewächster Zwirn; — die neuen Waldteufel werden noch einmal so gut brummen.“

„Um des Himmels Willen! Junge, Du hast doch nicht etwa die Sachen Jemandem entwendet?“ fiel die Mutter von Neuem ein und richtete sich auf dem harten Lager empor, während ihr forschendes Auge in dem Gesichte Tonis jede Miene studirte.

Diese betonte Frage verschlechte im Nu den Sonnenschein der Freude von dem Antlitz des Knaben, auf eine solche Verdächtigung, zumal von Seiten seiner inniggeliebten Mutter war er nicht gefaßt; — erst stieg eine glühende Purpurröthe blißschnell in seinen Wangen auf, dann folgte ein reicher Thränenstrom, und während er schluchzend am Halse der Mutter hing, konnte er kein anderes Wort über seine Lippen bringen, als: „Nein! — Mütterchen, nein! — Bekommen, — bekommen!“

Lange dauerte es bis er sich unter dem begütigenden Zureden Paulas und unter der streichelnden Hand der Mutter beruhigen ließ.

*) Ein beliebtes Kinderspielzeug aus Papp in Form eines umgekehrten Wasserglases mit dünnem Deckel gefertigt. Der Deckel ist mittels eines Doppelsadens durchgezogen, der Faden in einer Schlinge um ein rauhes Stöckchen beweglich gewunden, so daß bei einer schnellen, kreisförmigen Bewegung des Pappbüchchens um den Stock das Spielzeug einen schnurrenden Ton von sich giebt.

„Sieh, mein Sohn,“ erklärte die Mutter, „das freuet mich, daß Dein Herz schon gegen den leisen Verdacht, als hättest Du Jemanden Etwas entfremdet, so sehr in seiner Tiefe erbebt, es ist mir dies ein Zeichen, daß Dir der Lieblingspruch Deines seligen Vaters: „Ehrlich währt am längsten“ in die Seele geschrieben ist. — Ja, Kinder, bewahret euch stets ein gutes Gewissen, denn es ist tausend Mal besser, mit Noth und Glend zu ringen, als die Centnerlast eines bösen Gewissens tragen zu müssen. — Doch nun, Toni, wirst Du mir wohl erzählen, von wem Du all die Sachen bekommen hast?“ schloß die Kranke auffordernd, während des Knaben thränenvolles Auge noch immer traurig an den Rändern der blauen Blumen auf dem grauen Grunde des Tapetenstreifens hinglitten.

Endlich fing er an: „Die Waldteufel gingen reißend fort, bis auf den großen, der Allen zu theuer dünkte, weil er einen ganzen Groschen kosten sollte — und Du weißt es doch, Mutter, daß er ja spottbillig war, — das große Stück Pappdeckel, der schöne Ueberzug, der dicke Stock dazu, nein — —, wenn ich reich gewesen wäre, ich hätte ja zwei Groschen dafür gegeben. Die Frauen wollten mir immer nur einen Silbergroschen dafür geben, und dafür konnte ich ihn doch nicht lassen. — Wohl an zehn Mal ließ ich um den Ring herum und ließ den „großen Keel“ so manchmal schnurren, als ein Herr an mich kam, der nach dem Preise „des Brummers“ fragte. Wie ich einen Groschen forderte, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Du sollst sechs Dreier haben, wenn Du mit mir kommst und mir ihn nach Hause trägst.“ Ich besann mich nicht lange und bald waren wir in der Wohnung des Herrn. Da waren drei Kinder, die freudig in die Höhe sprangen, als ich den Waldteufel tüchtig brummen ließ. Sofort erhielt ich sechs Dreier. Als ich schon nach der Thürlinke griff, um davon zu gehen, rief mich die Frau zurück, fragte mich nach meinem Namen, und sobald ich ihr denselben genannt hatte, meinte sie, da hätte ich wohl noch nicht gefrühstückt; darauf gab sie mir eine ganze Tasse voll Kaffee nebst einer Butterschnitte. Gern hätte ich Euch ein Stückchen davon mitgebracht, aber ich konnte nichts einstecken, da ich durchaus Alles aufessen sollte. Während des Frühstückes mußte ich dem Herrn erzählen, wie ich mit Paulas Beihilfe die Waldteufel mache und das bereitete ihm vielen Spaß. Zuletzt sagte er noch: „Na, da wart, Du sollst die schönsten Waldteufel haben“ und dabei gab er mir dieses Papier und die Pferdehaare. Ich bedankte mich und ging fort. Draußen an der Thür drehte ich mich noch einmal um und las daselbst auf einem Schilde: „Tapezier R . . . I.“

„R . . . I's?“ unterbrach ihn die Mutter mit weicher Stimme und also Toni „Ja“ gesagt hatte, da wußte sich die Kranke vor innerer Bewegung nicht zu fassen; große Thränen rollten stumm die bleichen Wangen herab — endlich brach sie in die Worte aus: „Emil, Emil“ — so hatte ihr verstorbener Mann geheißt — Du hattest also dennoch Unrecht, daß Du Dich von R . . . I's so bitter gehaßt und verfolgt glaubtest, denn Leute, die an Deinem Kinde so liebevoll handeln können, müssen gute Christen und können somit keine unveröhnlichen, heimtückischen Feinde sein!“

„Gewiß sind R . . . I's recht gute Leute, sonst hätten sie mich

sicherlich nicht so beschenkt“ bemerkte Toni und zählte noch einmal „die sechs Dreier, das schöne Papier, die Pferdehaare und das Frühstück“ her. „Aber, Mutter,“ fügte er plötzlich besorgt hinzu — „Du und die Paula habt ja heut noch nichts gegessen; so gib mir geschwind Geld, daß ich Brot für Euch kauf, auch möchte ich gleich Holz und Kohlen mitbringen, — vielleicht darf ich mir auch für einen Dreier Mehl zum „Klebebrei“ holen, denn ich muß heut noch schnell einige Waldteufel anfertigen, weil sie gerade heut Abend gut geben.“

Der Knabe hatte Recht. Die Mutter berechnete den vor ihr liegenden Schatz, theilte ihn möglichst haushälterisch ein und ließ die genannten Gegenstände von Toni holen. Inzwischen machte sich Paula mit einer Pappschachtel zu schaffen, dem einzigen Behälter aller ihrer Kostbarkeiten, die in einer Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, einem einfachen Rosenkranz und einem agothernen Halschmucke bestanden. Sie räumte alle diese Gegenstände aus, besah die Schachtel hin und her, und stellte sie endlich entschlossen bei Seite. Die Mutter hatte den Kampf beobachtet, den sieben Paula in sich mit der Eigenliebe und der Liebe zu den Andern durchgekämpft hatte; sie wußte gar wohl, um was es sich hier handelte. Toni wollte Waldteufel machen und doch hatte er ja das letzte Stückchen Pappe bereits verbraucht; jetzt merkte er noch gar nicht den Mangel dieses unumgänglichen Erfordernisses, aber die überlegende Paula hatte das Bedürfnis sogleich herausgeföhlt und mit einem für sie bedeutenden Opfer zu decken gewußt.

Wer vermag die Geföhle zu schildern, welche die Mutter in jenem Augenblicke empfand, als ihre Tochter unaufgefordert jenes Kleinod's, das sie schon seit Jahren besitzen und liebgewonnen, aus Liebe zur Mutter und zum Bruder sich entäußerte? — Toni, der bereits mit seinen Einkäufen heimgekehrt war, handelte ganz im Sinne seiner Mutter, als er beim Anblick der Pappschachtel das Opfer seiner Schwester errathend, der guten Paula unter tausend Liebkosungen um den Hals fiel.

Nun gieng an die Arbeit. Paula machte Feuer und setzte einen Topf mit Wasser zu, während Toni mit Künstlergeschick an das Zuschneiden der Tapete und der Pappe gieng. Manchmal wendete er die Tapete hin und her, um womöglich keine Blume zerschneiden zu müssen, und es that ihm in der Seele wehe, wenn es sich dennoch nicht anders machen ließ, als daß die Schere ihren Weg mitten durch eine solche Blume nehmen mußte. — Jetzt siedete das Wasser, rasch wurde das Mehl in ein Näßchen gethan, etwas Wasser darüber gegossen und mit einem Hölzchen tüchtig durcheinander gerührt. Ei, wie das lieblich duftete, die Kinder hätten den Brei am Liebsten aufgezehrt; doch Toni that, als rühre ihn dies nicht, er strich den Brei geschwind über die Pappe, über die Tapete und fertigte im Nu einen, zwei — ja ein halbes Duzend Waldteufel. Vergeblich mahnte die Schwester, umsonst rief die Mutter, er möge sich doch ein Weilchen Ruhe gönnen um mit ihnen die fertige Brotsuppe zu genießen, der kleine Künstler ließ sich nicht stören, er dachte nämlich bei sich: „Sie werden mit dem Bißchen Suppe wohl ohne Mühe fertig werden, ich für meinen Theil habe ja heute schon Kaffee und eine Butterschnitte genossen.“ — Die Pferdehaare waren eingezogen, über je ein kurzes Stöckchen geknüpft — und die Kunst-

werke waren vollendet, sie durften nur noch getrocknet werden. Dies war für den Esel des Knaben die größte Geduldprobe; — endlich ging es auch damit von Statten, und als der Abend herankam, konnte Toni seinen Geschäftsgang von Neuem antreten. Mit einem: „Bleibt mit Gott“ eilte er zur Thüre hinaus und verschwand in dem Gewühle des Christmarkts.

2.

Tausend Lichter funkelten den Vorübergehenden aus der unabhsehbaren Reihe von Buden einladend entgegen und gossen über die bunte Weihnachtsausstellung einen wunderbaren Zauber aus. Hier gab es Alles, was immer nur das Herz sich wünschen konnte, von den kostbaren Schmucksachen bis zu den Wohlweiseln herab, deren man vierundzwanzig für den Silbergroschen bekommen konnte. Ein weiter Strom kauf- und schaulustiger Menschen wogte zwischen der Budenstadt langsam einher und manchmal dauerte es lange, lange, bis sich der Einzelne durch den Strudel hindurchgearbeitet hatte, der namentlich in der Nähe der Böhmubuden wahrhaft lebensgefährlich war.

„Weßhalb sich die Leute erst dort so drängen —“ dachte Toni, der an den Häusern hinschritt, um sich von jenem Menschengewühl in angemessener Entfernung zu halten. — „Sie könnten ja hier meine Waldteufel ohne besondere Mühe kaufen.“ Der gute Knabe hielt seine Waare für das Schönste und Beste von alledem, was der Christmarkt bot und nachdem er den größten seiner Waldteufel mit zärtlichem Blick betrachtet hatte, ließ er denselben recht kräftig brummen.

Dieser Vokton verhehlte seine Wirkung nicht. Es öffnete sich die Thüre eines Goldschmiedeladens und unter dem Rufe: „Du Waldteufeljunge!“ sprang ein kleines Mädchen an unsern Geschäftsmann heran, es ließ sich den ganzen Bund von Waldteufeln zeigen und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als es galt, aus der ganzen Zahl dieser Waldteufel sich nur für einen entscheiden zu müssen, denn es waren ja alle so schön, daß es am liebsten hätte alle haben mögen — aber die Wahl mußte denn doch getroffen werden, da es nur einen kaufen konnte. Schließlich wies die Kleine auf Einen hin mit der Frage: „Was kostet dieser da?“ — „Neun Pfennige“ lautete die Antwort. — „So viel habe ich aber nicht, — ich habe nur zwei Gröschel,“ versetzte jene wehmüthig. — Nun entspann sich ein interessanter Handel, in dem der Verkäufer zuletzt doch nachgab und seine preiswürdige Waare für das gebotene Geld abließ, um wenigstens ein „Handgeld“ zu bekommen. Das Mädchen bezahlte ihre beiden Dreier und büßte vergnügt davon, Toni theilte die Freude der kleinen Käuferin und blickte der Enteilenden in den Laden nach. Wie sie um den Ladentisch bog und seitwärts verschwinden sollte, rückte der Knabe immer näher an das Haus, so daß er, wiewohl nur durch einen engen Raum, den ihm seine schräge Richtung zur Thür übrig ließ, ihr sogar noch nachschauen konnte, als sie eine Seitenthür öffnete, um in das Wohnzimmer ihrer Eltern zu gelangen.

Himmel! Welch ein Lichtmeer strömte da durch die geöffnete Thür aus. Dort blitzte und funkelte es ja wie am Hochaltar im Marienfesten. Licht an Licht wetteiferten mit einander um den Vorrang, am hellsten zu erstrahlen. Die Nadeln einer kleinen Tanne schienen einander vertraulich zuzuwinken: Sie

wären noch nie von ähnlichem Lichtglanze umflossen gewesen, und die vielen Zweiglein mühten sich vergebens unter der Wucht von rothbackigen Aepfeln, goldenen Rüssen und allerlei Formen von Zuckerwerk hübsch gerade zu bleiben.

„Der Christbaum!“ ertönte es drinnen so hell und rein, wie die Stimme eines Silberglöckchens, — es war das überraschte Goldschmied-Töchterlein, das seiner Herzensfreude lauten Ausdruck gab. „Ein Christbaum!“ jubelte der arme Knabe draußen und schien über dem Anblick jenes Gegenstandes seiner Träume, von dem er schon so viel Bezauberndes gehört, noch nie aber etwas gesehen hatte, vergessen zu haben, daß ja nicht er der Besitzer desselben sei. Alle Herrlichkeiten des Christmarktes hatten ihn ruhig gelassen, sie lagen ihm gänzlich fern, nur seine liebe Mutter und die gute Paula hatten sein Herz beschäftigt, — aber hier gab es doch Etwas, was — augenblicklich wenigstens — der Mutter und Schweißer den ersten Platz in Tonis Herzen rauben zu wollen schien. Doch dieser Jubel Tonis währte nicht lange, denn nur zu bald bemerkte er, daß jener Christbaum ihm, wiewohl so nah — dennoch so fern war; vielleicht, daß er die glückliche Besitzerin beneidete, zum Wenigsten trug er den Wunsch: „Ach, hätte auch ich einen solchen Christbaum!“

In diesem Augenblicke fühlte sich der Knabe von einem kräftigen Arm erfaßt und mit unwiderstehlicher Gewalt in das naheliegende Schaufenster eines Wesselladens gestossen. Klirrend slog die mächtige Fensterscheibe auseinander und überschüttete den erschreckten Toni mit tausend Glasscherben. Als bald war das dünne Drahtgitter wie ein zartes Spinnennetz so leicht durchrissen, und eine Handvoll Gold und Berthpapiere waren von ihrem Schauplatz rasch verschwunden. Das Alles war mit einer solchen Geschwindigkeit bewerkstelligt worden, daß der Knabe kaum Zeit gewann, sich nach dem Thäter umzudrehen und als er dies endlich vermochte, sah er, wie ein elegant gekleideter Herr schnellen Schrittes davonging und in dem Marktgewühl verschwand. Noch war Toni nicht recht zur Besinnung gekommen, als er sich unter dem Geschrei: „der Dieb, der Dieb!“ ergreifen sah. Unter Stößen und Schlägen wurde er in's Comptoir geführt und als er hier seine von Glasscherben wundgeschchnittene blutende Rechte öffnen mußte, blitzte richtig neben einem Dreier ein blanker Friedrichsd'or auf der Hand des bebenden Kleinen.

„Wart, Du Schlingel, wir werden Dich stehlen lehren!“ donnerte man ihn an, während er unter einer Fluth von Thränen seine Unschuld betheuerte und stammelnd jenes gelbe Geldstück als den Erlös für seinen Waldteufel bekannte. Umsonst war da sein Weinen, vergeblich die Betheruerung seiner Unschuld, — bald war die Polizei da, die den Händeringenden unter dem lärmenden Geleit einer großen Schaar Gassenjungen in's Gefängniß brachte. Dem guten Toni vergingen die Sinne — er schritt zwar noch mechanisch einher, aber er hörte nichts und sah nichts mehr von Alledem, was rings um ihn her vor sich ging.

3.

Als der Knabe aus seinem halb geistesabwesenden Zustande erwachte, sah er sich allein und von dichter Finsterniß umgeben; nur ein matter Schimmer — die letzten Ausläufer der spärlichen Lichtstrahlen einer Straßenlaterne, — bezeichnete unsicher die

ungefähren Umrisse zweier Fenster. Langsam tappte unser Gefangene diesem matten Scheine entgegen, aber schauerlich laut wiederhallten die Wände, als rege es sich in allen Winkeln des weiten Raumes und als er endlich mit Nähe an den Fenstern angelangt war, gewahrte er davor ein starkes, künstlich verflochtenes Gitter. An den kalten, feuchten Mauern umherführend machte er die Kunde um den ganzen ihm zugänglichen Raum, der ein wahres Labyrinth zu sein schien — lauter Vorsprünge und Winkel, wie in alten Klosterhallen. Des langen Herumtappens herzlich müde, war der Aermste schließlich froh, als er seinen ersten Platz auf einer großen, harten Pritsche wieder einnehmen konnte. Hier ließ er sich nieder und weinte bitterlich, nicht feinetwegen, obwohl er Kälte und Hunger zu ertragen hatte, sondern aus Schmerz, der ihm in Erinnerung an seine kranke Mutter das kindlichfühlende Herz gewaltig zusammenpreßte.

„Was wird nur meine liebe Mutter machen? — Wie wird sie auf mich so lange — lange warten! — Wie wird sie sich meinetwegen kümmern, wie sich ängstigen, daß ich noch immer nicht nach Hause komme! — O Gott, o Gott! Was wird sie nur sagen — nur denken, wenn sie erfährt, daß ich eingesperrt bin? — Wird sie den Leuten glauben, die ihr berichten werden, daß ich ein Dieb sei? — O wie schrecklich wäre das für sie, für mich! — Oder wird sie mich für unschuldig halten? — Gewiß wird sie nicht glauben können, daß ich ihre Lehre und meines verstorbenen Vaters Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten“ — so bald vergessen haben kann; — und doch kann sie es wieder glauben, daß ich ein ungerathener Sohn meiner Eltern sei, denn warum hat sie mich heut Morgens wegen des bunten Papiers, das ich nach Hause brachte, so streng in's Verhör genommen?“ — Diese und hundert ähnliche Gedanken folterten die Seele unsers Gefangenen, bis sich endlich der Schlaf seiner erbarmte und mit den Nebelbildern seiner Traumgestalten jene häßlichen Scenen des Zimmers zu verweischen wußte. Nun lag Toni in den Armen seiner lieben Mutter, nun fertigte er Waldteufel, nun handelte das kleine Mädchen um einen derselben — nun sah er auch jenen wunderschönen und doch so verhängnißvollen Christbaum wieder — und neuer Jubel füllte die reine Kindesseele. Schon öffnete er den Mund, um einen Freudenruf zu thun — da schlug er seine Augen auf und sah — sonderbar und doch wahr — den eleganten Herrn von gestern Abend, der damit beschäftigt war, am Fenster im ersten Schein der Morgensonne verschiedene Papiere zu ordnen.

Der Monsieur hatte nach dem geglückten Einbruch sich „einen guten Abend“ bereitet, schließlich aber des Guten zu viel gethan und in seinem Rausche mit den Nachwächtern Skandal angefangen; — diese schafften sich den Störenfried dadurch vom Halbe, daß sie denselben in „ein billiges Nachtquartier“ brachten. Toni hatte nichts von dieser neuangekommenen Gesellschaft wahrgenommen und andererseits hatte auch der Berauschte von seinem kleinen — ihm gefährlichen — Nachbar nicht gewußt — um so unangenehmer war aber dem Ankömmling jetzt am Morgen, wo sich das „Rauschen“ so ziemlich verflüchtete hatte, die unfreiwillige Begegnung mit jenem Jungen; denn er durchschaute den

Grund, warum jener verhaftet sei, und fürchtete, der Kleine könne ihn gesehen haben und wiedererkennen. „Fatal, höchst fatal“ — murmelte er vor sich hin — „aber was hilft's, — man muß sich in das Unabänderliche fügen und nun Alles riskiren, — schlimmsten Falls kommt es ja nicht darauf an, dem Bengel mit ein Paar Thalern den Mund zu stopfen. — Doch vorgelesen ist besser als nachbereut, drum will ich denn doch vorerst an das Aufbewahren meiner erbeuteten Gelder denken.“ — Damit zog er seinen modernen Hut hervor und suchte hinter dessen Futter die bisher im Stiefel steckenden Werthpapiere unterzubringen. Während dieser Beschäftigung war Toni erwacht. Stillschweigend und unbemerkt beobachtete er das Verfahren Jenes. Aus Besorgniß, sein Erwachen könnte bemerkt werden, hielt er den Athem an sich, während er überlegte, was nun zu thun sei. — Plötzlich sprang er auf, stürzte auf den Herrn los und schrie: „Halt! Das sind die Papiere, die gestern aus jenem Schaufenster gestohlen worden sind. — Sie sind der Dieb!“ —

Jener war durch diesen unerwarteten Anfall wie vom Blitz getroffen — aber gar bald befann er sich, nahm eine höchst verwunderte Miene an und sagte: „Junge, Du bist wohl sieberkrank, da Du so phantastest!“

„Nichts von Kranksein, nichts von Phantastern wollen wir reden“ — erwiderte Toni — „sondern vom Diebstahl, den sie verübt haben, — ich habe Sie wohl gesehen.“ —

Jetzt fiel der in Verlegenheit Gesetzte aus dem Contexte und drohte: „Wenn Du nicht sofort ruhig bist, werde ich Dir Dein Mundwerk stopfen!“ — und dabei holte er mit der Faust zum Schläge aus. „Schlagen Sie nur zu,“ rief der Knabe, „ich werde es dennoch melden, daß sie den Diebstahl gestern Abend verübt haben und das gestohlene Gut in Ihrem Hute zu bergen versuchen.“ — „Ach meine dies ja nicht so, Du Kleiner“ — lenkte der Gauner ein und suchte einen anderen Ausweg zu gewinnen — „Du sollst nur hübsch vernünftig sein und Dein Geheimniß für Dich bewahren, — es soll Dein Nachtheil nicht sein. — Sieh her“ — und dabei zog er eine Fünf-Thaler-Note aus ihrem Versteck hervor — „dies erhältst Du, sobald Du zu schweigen weißt, — und ich merke wohl, daß Du es brauchen kannst, — somit wirst Du auf leichte Weise verdienen, was Du mit Deiner Waldteufel-Fabrikation Zeitlebens nicht gewonnen hättest.“

„Nein, mein Herr,“ versetzte der Versuchte, „das wäre ja Sünde.“

„Was Sünde? Wie so Sünde?“ —

„Gewiß wäre es Sünde, denn erstens müßte ich lügen, wenn man mich fragen wird, ob ich nicht wisse, wer jenes Fenster eingebrochen habe, da ich es nicht gewesen sein will, obwohl ich doch dabei gestanden habe, — ich müßte lügen, um alldann „Nein“ sagen zu können, — und dann würde ich auch noch durch mein Schweigen sündigen, denn ich würde mich einer fremden Sünde schuldig machen — und doch habe ich erst vor Kurzem in der Schule gelernt, daß der Hehler so schlecht ist wie der Dieb.“

„Ach was, — Sünde her, Sünde hin,“ unterbrach ihn der Verlicher. — „Gewiß hast Du arme Eltern?“ —

(Fortsetzung folgt.)